

Marius Fränzel

Über die Schwierigkeit, ein *Lebensbild* zu zeichnen

Sigrid Damms *Christiane und Goethe*

Sigmund Freud stellt in seiner in vielerlei Hinsicht bedeutsamen und zu Recht vielzitierten Studie über Leonardo da Vinci über die Schwierigkeiten fest, ein Biograph zu sein: Biographen seien „in ganz eigentümlicher Weise an ihren Helden fixiert. Sie haben ihn häufig zum Objekt ihrer Studien gewählt, weil sie ihm aus Gründen ihres persönlichen Gefühlslebens von vornherein eine besondere Affektion entgegenbrachten.“ In dieser Fixierung vermutet Freud die Ursache für die „Idealisierungsarbeit“ der meisten Biographen, die dazu neigen, die individuellen Züge in der Physiognomie der oder des Verbiographierten auszulöschen, die Spuren des Lebenskampfes zu glätten, dem Leser insgesamt eine Idealgestalt zu liefern statt eines Menschen. Die Goethe-Biographien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts können als paradigmatisch für dieses Bestreben angesehen werden.

Nun hat sich in der Biographik seit den Tagen Freuds einiges geändert, aber vielleicht doch nicht soviel, wie manch einer sich vorstellen oder wünschen mag. Man wird kaum noch eine neuere Biographie finden, die einer direkten Kritik mit den Freudschen Einsichten nicht entgehen würde; nur ganz selten reißt noch ungetrübter Enthusiasmus einen Biographen dazu hin, das obskure Objekt seiner Betrachtungen allein glanzvoll und fehlerfrei zu zeigen. Aber so ganz entkommen sie der Falle doch nicht, denn selten wird scharfe und direkte Kritik geübt; Fehler – äußere oder auch des Charakters – werden eingeräumt und dann mild formulierend wegenschuldigt. Wo man sich sonst gar nicht mehr zu helfen weiß, wird ein kraftvoller Verweis auf das Werk entgegengesetzt, das ja immerhin auch noch vorhanden und geschätzt sei, und eben ohne jenen fragwürdigen Erzeuger nicht vorhanden; das entschuldigt anscheinend letztlich vieles.

Wichtiger als dies Phänomen der Idealisierung der Idealisierungsarbeit scheint mir aber, daß sich hier zeigt, daß Biographie – das heißt Lebensbeschreibung – heute wie je in bestimmter und unvermeidlicher Weise moralisches Bekenntnis ist und vermittelt. Je mehr das Objekt der Biographie der Sphäre des durch und durch Menschlichen näher gerückt wird, desto notwendiger und umfangreicher werden jene Anteile des Textes, die eine abwägende und oft abwiegelnde Funktion haben, die das Ideal des ‚guten Menschen‘ auch unter den immer schlechter werdenden Bedingungen der Biographik zu retten versuchen.

Wohlgemerkt: Es ist *moralisches* Bekenntnis, und also tief verwurzelt in der Person des Biographen, der das Objekt seiner Beschreibung seinem eigenen Wertekanon – wie reflektiert oder unreflektiert der auch immer sein mag – unterwirft und zugleich auf den Wertekanon der Gesellschaft hin projiziert, indem er die Lesergruppe anschreibt, die er eben anschreibt. Was Biographie heute in den allermeisten Fällen will, ist, ein *Lebensbild* zu zeichnen; die Linien haben sich zu schließen, das Leben hat sich im Auge des Betrachters zu runden. Selbst das Unglück soll noch Zinsen abwerfen, mag sein nur, um dem stets auf seine eigene bruchstückhafte Existenz zurückverwiesenen Leser zu beschwichtigen, daß doch alles schon ein Ganzes ergibt, wenn man nur den richtigen Abstand und die richtige Perspektive einnimmt. Aber es war wohl schon Plato, der das ein falsches Abbild genannt hat, was, von einem unrichtigen Standort aus angeschaut, wirkt als sei es ein richtiges Abbild.

Um Goethe herum

Sigrid Damm hat sich bereits mit zwei Biographien um das Forschungsfeld der Menschen um Goethe herum verdient gemacht. Es waren in beiden Fällen Personen, zu denen nur verhältnismäßig wenig biographisches Material vorliegt. Sowohl bei Goethes Schwester Cornelia als auch bei Jakob Michael Reinhold Lenz (*Vögel, die verkünden Land*) sind dabei Bücher entstanden, die ihre Leser durch die Kraft jenes „Ich stelle mir vor“ bannten, das sich seit Peter Härtlings Biographie über Friedrich Hölderlin in der deutschen Biographik als eigene Form etabliert hat. Jene Formel des „Ich stelle mir vor“ ist die mustergültige Metapher für das Projekt der Biographie als *Lebensbild*. Fast ist es so, als sei es um die Kraft des Bildes um so besser bestellt, je weniger Material wirklich vorliegt, je freier die Imagination walten kann. Das sollte nicht als Kritik dieser Form verstanden werden, denn es lassen sich zumindest zwei gewichtige Gründe für sie anführen: Zum einen würde ein Verzicht auf eine solche Form der Lebensdarstellung zugleich einen Verzicht auf bestimmte Biographien überhaupt bedeuten, eben jene, bei denen die Quellen über das Leben so dünn rinnsalen, daß jegliche Darstellung anderer Art auf einen tabellarischen Lebenslauf zusammenschnurren müßte. Zum anderen und wichtigeren muß festgestellt werden, daß die Biographik doch eigentlich nur selten anders gearbeitet hat als entlang jener Hilfsmittel der psychologischen und stochastischen Extrapolationen, die jene Lücken schließen müssen, die das Material in nahezu allen Fällen enthält. Jenes „Ich stelle mir vor“ erscheint in diesem Blick nur als die reflektierte Variante dessen, was Biographik in wesentlichen Teilen immer schon war: Vergegenwärtigung des Undokumentierten. Doch sollte die Verteidigung der Methode nicht den Unterschied verschleiern zwischen einem Ansatz, der grundsätzlich und zuerst vom vorliegenden Material herkommt und sich mittels der Imagination über die Lücken hinweghilft, und jenem, der sich von vornherein und bewußt nicht als

Biographie in diesem Sinne begreift, sondern vielmehr als „Annäherung“; Damm bezeichnet ihr Buch über Christiane und Johann Wolfgang von Goethe denn auch konsequent als eine „Recherche“, nicht als eine Biographie.

Sigrid Damm gehört mit den beiden ersten Biographien zum Goethe-Umfeld nahezu zwangsläufig in jene Schule, die sich eher – ob erzwungen, ob freiwillig – auf die Kraft der Imagination stützt als auf die der Fakten. Das heißt nicht, daß sie sich um die vorhandenen Fakten nicht kümmert. Im Gegenteil hat sie etwa für die Biographie Lenzens sorgfältig die Quellen ausgeschöpft, gibt viele wertvolle Details zum geschichtlichen und sozialen Umfeld dieses Lebens, läßt auch die Lücken als Lücken aufscheinen, wo sie sich auch durch die beste Annäherung nicht schließen lassen, etwa, was die tatsächlichen Ereignisse angeht, die zu Lenzens Verbannung aus Weimar führen, schließt andere mit großer Souveränität, so zum Beispiel, wenn sie seinen Aufenthalt in Straßburg und seine innere Verfassung in dieser Zeit vor Augen stellt. Das eine oder andere wird durch die Forschung vielleicht eines Tages überholt werden, aber das droht jeder Biographie; das *Bild*, das sie ihren Lesern gibt, wird bleiben.

Christiane und Goethe

Ein Buch über Christiane von Goethe, geborene Vulpius, aus der Hand Sigrid Damms kann angesichts der beschriebenen Lage niemanden ernsthaft überraschen. Fast will es als folgerichtiger Schritt erscheinen, daß Damm mit diesem Buch den Kreis um Goethe wieder ein Stück enger zieht, sich noch näher an den heranbegibt, um den die Personen der beiden früheren Bücher zu kreisen scheinen. Verwundern wird eher, daß der Titel eine Doppelbiographie andeutet, wenigstens aber die Biographie einer Partnerschaft. Es lassen sich sicherlich tief sinnige Betrachtungen anstellen über die Asymmetrie des Titels, der einen Vor- und einen Familiennamen nebeneinanderstellt; das will ich anderen überlassen. Mich interessiert eher jenes kleine Bindewörtchen ‚und‘, das Damm gewählt hat, um die beiden Namen zu verketteten; aber dazu später.

Viele Leser des Buches werden zu Recht in allererster Linie in ihm eine Biographie Christiane Vulpius' suchen. Die Forschung zu Goethes Geliebter und Ehefrau lag ohne Frage sehr im argen; der interessierte Laie hatte keine Möglichkeit die vorhandenen Quellen auszuschöpfen, wollte er sich nicht auf eine zeitaufwendige Suche einlassen. Das kleine Büchlein von Wolfgang Vulpius' über Christiane von 1949 war lange vergriffen und auch kein angemessener Ersatz für die längst fällige große Biographie. Niemand bestreitet, daß diese Aufgabe auf den ersten Blick unattraktiv erscheint; auch Sigrid Damm hat in einem Interview eingestanden, daß sie zuerst nicht daran interessiert war, eine Biographie Christianes zu schreiben, und daß sie erst die Lektüre des Briefwechsels der beiden Partner umgestimmt habe. Sie hatte eine Person

entdeckt, die bisher von Goethe nahezu ganz und gar verdeckt worden war, der in der Goethe-Forschung kaum ein angemessener Platz eingeräumt wurde, die kaum je über die gesellschaftlichen Skandale und den Weimarer Klatsch um ihre Person hinaus wahrgenommen worden ist. Dabei scheint Christianes zentrale Rolle in Goethes Leben offensichtlich: Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien, wo die weitgehend undokumentierte Beziehung zu Faustina offensichtlich eine bedeutende Veränderung in seinem Verhältnis zu Frauen gebracht hat, nimmt Goethe bei der ersten sich bietenden Gelegenheit eine wahrscheinlich von Anfang an sexuell geprägte Beziehung zu einem sogenannten einfachen Mädchen auf, die er entgegen aller Erwartung und den Sitten seiner Zeit über Jahre als illegale, von seinem Herzog gedeckte Hausgemeinschaft aufrecht erhält, später sogar legitimiert und bis zu Christianes Tod 1816 gegen die gesellschaftliche Ächtung verteidigt. Nichts wäre leichter für ihn gewesen, als die Partnerschaft mit Christiane als eine der gewöhnlichen höfischen Liebschaften zu behandeln – wie nah er eventuell genau daran vorbeigegangen ist, wird im weiteren noch zu erwägen sein.

Zu erwarten war nun eine Lebensbeschreibung dieser Frau; aber das ist nicht das Buch, das Sigrid Damm geschrieben hat. Schon der Titel *Christiane und Goethe* weist den Leser darauf hin, daß ihm hier mehr zugemutet wird als die Biographie einer beinahe vergessenen. Damm unternimmt nichts weniger als eine Doppelbiographie zu schreiben: Nicht nur bezieht sie Goethe insoweit mit ein als er unweigerlich im Leben Christianes seine Rolle spielen muß, nein, sie bemüht sich auch um eine ganz eigenständige Annäherung an Goethe selbst. Nicht zuletzt daraus erklärt sich der Umfang ihres Buches. Was aber wird im einzelnen gezeigt?

Christiane allein

Selbstverständlich liefert das Buch das erste ernstzunehmende Porträt der Christiane Vulpius. Ihre Herkunft, ihre Lebensumstände, ihr Arbeitsplatz, ihre häuslichen Pflichten, nachdem sie mit Goethe in einem Haushalt lebt, ihre Vorlieben und ihre Lebensfreude, all das ist in der gewohnt genau recherchierten und gut gezeichneten Art und Weise Damms sorgfältig geschildert. Einzig ihre Rolle als Mutter und ihr Verhältnis zu ihrem Sohn August kommen mir etwas zu kurz; aber das mag eine Geschmacksfrage sein, und eine ausführliche Biographie über den unglücklichen August von Goethe von Werner Völker liegt ja seit einigen Jahren vor. Konzentrierte man sich aber nur einmal auf die Lebensbeschreibung Christianes, so ergäbe sich ein merkwürdiges Bild: Denn alles, was es zu diesem Leben zu berichten gibt, bleibt merkwürdig flach und unimpressiv. Am interessantesten geraten immer noch die äußerlichsten Umstände: So gelingt Damm etwa eine wundervolle kleine Genreskizze bei der Beschreibung der Bertuchschens Blumenfabrik; aber die Hauptakteurin selbst,

streift man von der Beschreibung einmal den emotionalen Einsatz ab, den Sigrid Damm einbringt, wird dem Leser an keiner Stelle zu einer besonderen und ausgezeichneten Person. Sie bleibt, ohne die Beziehung zu Goethe, gewöhnlich, das meint, eine unter den vielen Frauen ihrer Zeit mit einem sehr alltäglichen Leben, dem auch das Zusammensein mit dem ‚Weimarer Genius‘ keinen Glanz hat mitgeben können. Und auch nicht mußte, denn Christianes und Goethes Beziehung ist ebenso privater Natur wie die vieler anderer Dichter und Künstler zu ihren Ehefrauen. Niemand sollte darin einen Vorwurf sehen, daß Christiane nicht von einem eigenständigen Interesse ist wie etwa Simone de Beauvoir oder ein intellektuelles Gegenlager ihres Mannes bildet wie beispielsweise Emilie Fontane. Beides hätte wohl im Zusammenhang des Goetheschen Lebens wenig Sinn gemacht. Doch vermisse ich bei Sigrid Damm gerade diesen gelassenen Abstand zu dem Objekt ihrer Biographie, der einsieht und einsichtig macht, daß der Leser – und ganz besonders auch die Leserin – in Christiane keine ausgezeichnete Person kennenlernen wird, keinen Charakter besonderer Art, kein herausgehobenes ‚Schicksal‘ – nichts dergleichen. Christiane allein trägt das Interesse nicht, das uns die über 500 Seiten an ihr zumuten; das Interessanteste an ihr bleibt immer Goethe. Er ist es, der den Blick gerade auf ihre Alltäglichkeit lenkt, er ist es, der gerade diese Frau aus der Anonymität herausstellt, in der sie ansonsten vergessen worden wäre. Das alles weiß natürlich auch Sigrid Damm; aber sie scheint sich vorgenommen zu haben, für diese Person zu werben, Christiane selbst interessant zu machen – es gelingt letztendlich nicht.

Damms umfangreichste Quelle stellt naturgemäß der Briefwechsel zwischen den beiden Hauptpersonen ihres Buches dar. Das Konvolut dieser Briefe umfaßt über 600 Stück, was für einen Briefwechsel zwischen Lebenspartnern und Eheleuten als eher ungewöhnlich gelten darf, und schon allein genügt, die Lebensumstände beider anzudeuten. Damms Buch erschöpft sich denn besonders im zweiten Teil auf weiten Strecken darin, einen leicht kommentierten Auszug dieses Briefwechsels zu geben, wobei Teile des Kommentars dazu neigen, den Inhalt des gerade zitierten Briefes paraphrasierend wiederzugeben, auf bereits gesagtes zurückzuverweisen und die Hauptthese Damms zu wiederholen. Diese Hauptthese zu der Beziehung Christiane und Goethes lautet, will man sie denn einmal schlicht und zugespitzt formulieren: Goethe war nicht oft genug daheim, und Christiane hat lange Zeit darunter gelitten.

Genau so dürftig, wie es sich anhört, bleibt auch das Verständnis, das für die Beziehung der beiden gewonnen wird. So sehr sich Sigrid Damm auch bemüht, das Verhältnis zwischen Christiane und Goethe gewinnt nicht wesentlich mehr Profil als dieses; der Kern dieser Lebensgemeinschaft ist nach der Lektüre dieses Buches ebenso verschlossen, wie er es zuvor war. Wir wissen nicht mehr als das, was schon die äußeren Umstände jeden erkennen lassen, nämlich daß

Christiane und Goethe einander offenbar geliebt haben – wenn das denn irgend etwas erklären kann –, daß sie in der Länge eine gemeinsame Lebenspraxis gefunden haben, die Goethes Produktion förderlich war und die von beiden wahrscheinlich auch aus pragmatischen Gründen geschätzt und aufrechterhalten wurde. So bietet der Briefwechsel über weite Distanzen hin genau diese beiden Aspekte: Liebe und Alltag einer Lebensgemeinschaft. Die Briefe sind so unaufgeregt und unaufregend, wie das nur möglich ist. Bei längerer Abwesenheit schreibt Goethe zu Anfang mehr, später weniger von seiner Liebe, und Christiane klagt hier und da, daß sie ihren Mann – wenn schon nicht Ehemann – lieber öfter in der Nähe hätte. Goethe selbst zieht sich zum Arbeiten zurück, folgt seinem Herzog auf Reisen oder einen Feldzug, geht nach Jena, um in engerem Kontakt mit Schiller zu sein, flieht das Haus am Frauenplan auch wegen der gewöhnlichen Unruhe und dem zunehmenden Strom der Besucher, die sich zumeist nicht gut abweisen lassen. Goethe sucht den Raum in der Welt, den er für sein Leben braucht. Im Gegensatz zu vielen anderen nicht nur seiner Zeitgenossen ist er so glücklich, daß ihm dies in einem ungewöhnlichen Ausmaß gelingt: Der Herzog ist von weitreichendem, freundlichem Verständnis, Christiane von großer und selbstloser Ausdauer bei der Unterstützung dieses Lebens. Goethe war ihr letztendlich wohl immer wichtiger als sie sich selbst. So kann ich es begreifen.

In einer Zeit nun, die die Vorstellung vom Dienst nahezu vollständig verächtlich gemacht hat, in einer Zeit zudem, die – und mag es auch vollständig getrennt davon sein – die Selbstverwirklichung der Frau kaum mehr als ein Aufgehen in einer traditionell bestimmten Rolle begreifen kann, gerät ein solches Leben leicht und gern zu einem tragischen Bild: „Je länger man die kleine Bleistiftzeichnung von Lips betrachtet, desto verlassener wirkt diese Frau mit dem kindlich traurigen Gesicht.“ Das ist hart an der Grenze zum Kitsch; Schwulst ist es allemal. Nicht, daß Sigrid Damm Christianes Leben zu einem feministischen Genrebild verkitschen würde, es ist eher so, daß sie bereit ist, alleweil ein Unglück hinter dem zu vermuten, was einfach nur alltäglichste Realität sein könnte. Nehmen wir dies zum Beispiel: Sigrid Damm will in der Beziehung Christianes zu Goethe zwei deutliche Phasen erkennen: Vor dem November 1798 habe Christiane sehr über Goethes häufige Abwesenheit geklagt; aber Goethes Briefe vom 19. und 24. November 1798 hätten eine Zäsur gesetzt: „Die Definition der Beziehung als wirtschaftliche Gemeinschaft.“ Diese Zäsur sei von Christiane akzeptiert und umgesetzt worden: „Ihre massiven Einwände gegen sein Fernsein hören auf.“ Dem Konvolut der Briefe – auch in Damms Darstellung noch – kann ich dies nicht entnehmen. Schon zehn Seiten später zitiert Damm aus einem Brief Christianes vom 23. Dezember: „Da es freilich nicht möglich war, daß du kommen konntest, so muß ich mich darein schicken; aber es betrübt mich doch, denn wenn du morgen nicht hier bist, so ist der ganze Spaß nichts.“ Und noch 1801 heißt es in einem Brief von ihr: „hatt ich 3 Wochen keinen Brief. Da war ich sehr in Angst; ich habe manchen Tag gar

nicht essen können.“ Und Damm kommentiert gleich im Anschluß: „Sie macht deutlich, mit der Alleinreise von Vater und Sohn ist sie nicht sehr einverstanden.“

Auch hier möchte ich vermeiden, mißverstanden zu werden: Es soll gar nicht bestritten werden, daß es sehr wohl eine Entwicklung in dieser Lebensgemeinschaft gegeben hat dahingehend, daß sich Christiane mehr und mehr mit der häufigen und langen Abwesenheit Goethes vom Haus am Frauenplan abgefunden hat – was wäre normaler in der Welt, als ein solcher Vorgang? Er wirkt nur deshalb so seltsam zugespitzt und dramatisch, weil Damm einen Bruch sehen will, einen plötzlichen, heftigen Entschluß, eine Zäsur, wo nicht unbedingt eine gesehen werden muß. Das Leben Christianes kennt diese Dynamik wahrscheinlich nicht; jeder wirklich tragische Zug liegt ihm fern.

Goethe und die anderen

Dort, wo das Lebensbild Christianes weitgehend gelingt, droht zugleich das Goethes zu scheitern. Solange Sigrid Damm ihre Darstellung direkt aus dem Briefwechsel der beiden Hauptgestalten schöpft, mag das entstehende Bild von Goethe als Hausvater und Alltagsmenschen eine ganz angenehme Ergänzung sein zu dem sich sonst leicht einstellenden Bild vom Olympierleben. Aber Damms Ehrgeiz geht weiter: Sie will durchaus ein Porträt Goethes geben, das wenigstens annähernd gleichgewichtig neben dem Christianes steht. Das Buch soll wirklich Christiane *und* Goethe behandeln, und versucht überdem noch, wenigstens in den Grundzügen ein Bild des gesellschaftlichen Weimar zur Goethe-Zeit zu liefern.

Schon der Versuch, Goethes wie nebenbei habhaft zu werden, ist problematisch: Ein Mann über den fast im Dutzend ältere und neuere umfangreiche Biographien vorgelegt wurden und werden, zu dem nicht nur umfangreiches Überblicksmaterial, sondern auch vielfältige biographische Kleinstudien vorliegen, ist allein dadurch schon ein aufs äußerste schwieriges Objekt für eine Biographie. So muß denn Damms Darstellung an vielen Stellen im Banalen und längst bekannten steckenbleiben, das in Konfrontation mit dem eigentlich eintönigen Material zu Christianes Leben doppelt unbefriedigend bleibt. Überall erwartet man, nun endlich etwas Substantielles oder doch wenigstens über das Bekannte hinaus Originelles oder wenigstens doch einen originellen Blick zu erhaschen; es findet sich kaum. Und wenn es sich findet, bleibt es höchst problematisch. Aber dazu später noch ein Wort.

Noch fragwürdiger gerät die Beschreibung des Weimarer Umfeldes. Hier geraten vielleicht am ehesten Schiller und seine Frau Charlotte in den Blick:

Schillers Biographie ist nahezu immer ungenau wiedergegeben, oder es finden sich unglückliche Formulierungen. So behauptet Damm, Schiller und Goethe seien sich am 7. September 1788 „zum erstenmal“ begegnet. Das stimmt so einfach nicht, da diese Begegnung im Hause Lengefeld nach Goethes Rückkehr aus Italien zwar wohl der erste persönliche Kontakt war, die erste Begegnung aber bereits am 14. Dezember 1779 stattfand, als Goethe als Begleiter des Herzogs Carl August die Militäarakademie in Stuttgart besichtigt und abends an einer Preisverleihung teilnimmt, bei der Schiller drei Auszeichnungen erhält. Zu diesem Zeitpunkt ist Schiller längst mit den veröffentlichten Werken Goethes vertraut und weiß, wen er vor sich hat; und angesichts der exponierten Position Schillers als einer der Preisträger dieses Abends muß dieser Tag als der der ‚ersten Begegnung‘ angesetzt werden.

Oder nehmen wir als anderes Beispiel den Beginn der intensiven Bekanntschaft Schillers mit Goethe, so herrscht dabei in Damms Darstellung eher große Verwirrung als Deutlichkeit. Zwar erwähnt sie die Gründung der Zeitschrift *Die Horen*, aber in einem so unglücklichen Zusammenhang, daß der nicht firme Leser glauben muß, der Beginn der näheren Bekanntschaft im Sommer 1794 habe damit wenig oder nichts zu tun. Damm schreibt: „1797 wird für beide das Balladenjahr. Schiller gründet die Zeitschrift »Die Horen«.“ Das suggeriert einen vollständigen falschen Eindruck. Im Gegenteil ist die erste Nummer der *Horen* bereits am 15. Januar 1795 erschienen, und Schillers Entschluß zur Gründung dieser Zeitschrift, mit der er hofft, seiner immer noch kärglichen finanziellen Situation wenigstens ein kleines Fundament zu verschaffen, bringt den ersten Anstoß zum näheren Kontakt mit Goethe, von dessen Mitarbeit sich Schiller eine hohe Attraktivität der Publikation verspricht. Derartiges findet sich noch häufiger.

Noch unangemessener aber erscheint die Art und Weise, wie Charlotte von Schiller vorgeführt wird. Sie taucht nicht oft in diesem Buch auf und mit einer oder zwei Ausnahmen nur in dem einzigen Zusammenhang, daß sie sich über die Mesalliance Goethes echauffiert oder Christiane direkt kritisiert. Es ist aus allem bisher dargestellten verständlich, daß Sigrid Damm für einen solchen Standpunkt keine Sympathie hegen kann. Während sie für Charlotte von Stein noch die Entschuldigung findet, diese sei durch Goethes Gemeinschaft mit Christiane „in Wirklichkeit [...] zutiefst in ihrer Weiblichkeit verletzt“ – ohne auch nur einigermaßen dafür aufkommen zu können, wodurch ihr diese ‚Wirklichkeit‘ der Charlotte von Stein zugänglich ist –, ist sie mit Charlotte von Schiller ungleich ungnädiger. Damm verschwendet keinen einzigen Satz, auch keinen Gedanken an den Charakter und das Schicksal dieser Frau, die es vielleicht nicht entschuldigen, aber doch verständlich machen könnten, warum gerade sie so auf Goethes ‚wilde Ehe‘ reagiert. Charlotte von Lengefeld hat sich nämlich durch ihre Heirat mit Schiller von einem Großteil ihres gesellschaftlichen Umgangs isoliert. Die Heirat mit einem Bürgerlichen verbat

ihr den Umgang am Hofe, so daß sie – im Gegensatz zu ihrer Schwester, die standesgemäß geheiratet hatte –, von einem gewichtigen Teil des gesellschaftlichen Lebens Weimar, in das sie hineinerzogen worden war, ausgeschlossen blieb. Daß eine Frau mit einer solchen Erfahrung die Lebensgemeinschaft Christiane und Goethes und die Art und Weise, wie Goethe nach der Hochzeit mit Christiane 1806 versuchte, Christianes Anerkennung in der Weimarer Gesellschaft zu erzwingen, negativ und abwehrend bewertet, ist menschlich durchaus verständlich. Hätte Sigrid Damm ihr nur einen kleinen Teil der Sympathie, die sie für Christiane aufbringt, entgegengebracht, das Bild wäre hier ganz anders geraten. Es kann in diesem Zusammenhang nur als bezeichnend bewertet werden, daß in der ohnehin dünnen Bibliographie dieses Buches die Biographie über *Schillers Lotte* von Hansjoachim Kiene fehlt. Und es muß zumindest als ein schlechter Witz – um es nicht Ahnungslosigkeit zu nennen – betrachtet werden, wenn Sigrid Damm en passant behauptet, Schiller habe 1790 „in den erblichen Adelsstand“ hineingeheiratet; im Gegenteil: seine Frau hat aus eben diesem Stand hinausgeheiratet.

Der Fall Höhn

Es sind noch zwei Dinge zu behandeln: Zum einen Goethes Verwicklung in die Hinrichtung einer Kindsmörderin, zum anderen *die* große Lücke des Buches von Sigrid Damm. Betrachten wir zuerst den Fall der Anna Catharina Höhn, die am 28. November 1783 in Weimar als verurteilte Kindsmörderin mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht wurde. Goethe war in diesen Prozeß insofern verwickelt, als Herzog Carl August wohl Zweifel am Sinn der Todesstrafe für das Verbrechen des Kindsmords hegte. Als Landesherr hatte er das Todesurteil der Höhn abzuzeichnen, bevor es vollstreckt werden konnte – wir alle erinnern uns an jenes „Recht gern“ des Prinzen in Lessings *Emilia Galotti*. Der Herzog forderte von den Mitgliedern des Geheimen Conseils, seines Regierungsrats, eine Stellungnahme in dieser Sache an. Die Mitglieder des Geheimen Conseils reagieren zögerlich auf diese Aufforderung; Schnauß als Dienstältester des Rats formuliert die Bedenken, die man hegt: Das Geheime Conseil sei kein „Justiz- oder Rechts-Collegium“, das über derartige Fragen zu entscheiden hätte. Der Herzog muß nochmals die Stellungnahmen einfordern, bevor er die Voten erhält. Goethe bezieht dabei eine Sonderstellung: Er verweigert ein *Votum*, findet sich nur zu einer Stellungnahme in Form eines *Aufsatzes* bereit.

Alle drei abgegebenen Stellungnahmen hatten wohl eine unterschiedliche Gewichtung: Schnauß spricht sich – trotz seiner Bedenken die eigene Kompetenz betreffend – klar für die Beibehaltung der vorhandene Gesetzeslage aus. Fritsch, der Vorsitzende des Geheimen Rats, äußert sich differenzierter. Auch er glaubt, daß die bestehende Rechtslage den Zweck der Abschreckung gut erfüllt. Er betont, daß trotz der häufiger vorkommenden unehelichen

Geburten nur vier Kindsmorde in seinem dreißig Dienstjahren zu verzeichnen gewesen seien. Wenn dem Landesherrn allerdings an einer Reformation in dieser Sache gelegen sei, so könne man doch in Erwägung ziehen, ob bei einem so seltenen Verbrechen nicht überhaupt auf ein festgesetztes Strafmaß verzichtet werden könne und es dem regierenden Fürsten überlassen bliebe, welches Strafmaß er angesichts der individuellen Umstände für angemessen halte.

Schon bei der Einschätzung dieser beiden Stellungnahme zeigt Sigrid Damm eine erstaunliche Unsicherheit: Sie ordnet Schnaußens Äußerung den „alten absolutistischen Strukturen“ zu, in denen jener groß geworden sei, und bewertet Fritschens Meinung als Entgegenkommen dem Herzog gegenüber, den sie ausdrücklich als Vertreter „aufklärerischer Positionen“ bezeichnet. Ist es an sich schon problematisch, den Herzog und seine Regierung, wie dies traditionell geschieht, in die Tradition der Aufklärung einzuordnen – W. Daniel Wilson hat dazu in diesem Jahr mit seinem *Das Goethe-Tabu* ein Buch vorgelegt, das einen ersten Schritt zu einer Neubewertung darstellen könnte –, so steht Fritschens Vorschlag mit Sicherheit in jeglichem Sinn einem aufklärerischen Projekt entgegen. Was Fritsch vorschlägt, ist nichts weniger als die Aufhebung bestehender Rechtssicherheit zugunsten von Herrscherwillkür; wenn irgend etwas in den Zusammenhang ‚alter absolutistischer Strukturen‘ gehört, dann dies. Schnauß’ Position dagegen ist allerhöchstens als konservativ zu bezeichnen; nichts an ihr gemahnt – unvoreingenommen betrachtet – an Absolutismus.

Kommen wir zu Goethes Aufsatz. Er ist nicht erhalten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er einer der Goetheschen Säuberungsaktionen zum Opfer gefallen ist. Goethe hat bekanntlich zu verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens Schriften, Briefe und andere Dokumente von seiner und fremder Hand vernichtet und dabei auch nicht vor einer Säuberung amtlicher Akten zurückgeschreckt. Einzig dies ist überliefert, daß Goethe im Fall Höhn zu den Akten gegeben hat, daß er den beiden vorangegangenen Empfehlungen in allen Stücken beitrete – er scheint sie also im Gegensatz zu Damm, die diesen Teil der Goetheschen Notiz darum auch unzitiert läßt, als einheitlich in ihrem Votum zu verstehen –, und es „auch nach meiner Meinung rätlicher seyn mögte die Todesstrafe beyzubehalten“. Dazu Sigrid Damm: „Ein ungeheuerlicher Satz. Wie lebt er mit ihm?“ – Eine unglaubliche Frage. Was ist die Funktion einer solchen Verurteilung?

Goethes Befürwortung der Todesstrafe, auch in diesem Fall, kann den Kenner nicht wundern, hatte er sich doch schon bei seiner Straßburger Prüfung zum Lizentiat in einer seiner Thesen für die Beibehaltung der Todesstrafe ausgesprochen – „*Poenae capitales non abrogandae*“. Auch die immer als Beispiel für Goethes psychologisches Einfühlungsvermögen herangezogene Gretchen-Tragödie des *Faust* steht zu einer solchen Stellungnahme im Fall

Höhn nicht im Widerspruch, denn auch ein tiefes Verständnis für die Notlage, aus der heraus ein Verbrechen geschieht, bedeutet ja nicht zugleich, daß sich das Verbrechen als Verbrechen relativiert, und auch nicht, daß die gesellschaftliche Funktion, die die Bestrafung eines Täters hat, dadurch aufgehoben würde; schon einmal gar nicht zu Goethes Zeit.

Auch und gerade darum kümmert sich Sigrid Damm überhaupt nicht. An keiner Stelle erfährt der Leser, in welchem zeitgenössischen juristischen Umfeld die Äußerungen Goethes und seiner Kollegen im Geheimen Conseil stehen. Wie war der Stand der allgemeinen juristischen Diskussion um die Frage der Todesstrafe? Hatten sich jene Juristen, bei denen Goethe in Leipzig und Straßburg gehört hatte, zu dieser Frage geäußert, und wenn ja, dann wie? Gab es überhaupt irgendwo konkrete Liberalisierungen des Rechtssystems, die auf eine Aufhebung der Todesstrafe schlechthin zielten? All das wird uns nicht gesagt. Statt dessen bekommen wir einen Affekt geliefert: „Ein ungeheuerlicher Satz.“ Als verstünde sich das alles von selbst, als sei die Frage auch nur heute wie selbstverständlich geklärt. Dies bezeichnet eine der Stellen, wo das „Ich stelle mir vor“ ins Negative umschlägt: Das Bild überdeckt die Fakten, verhindert auch, die Schwierigkeit der Bewertung wahrzunehmen.

Die Affäre Lüttwitz

Aber es kommt noch ärger. Mitte des Jahres 1790 – Goethes Lebensgemeinschaft mit Christiane besteht noch nicht einmal zwei Jahre, und der gemeinsame Sohn August ist nur wenig mehr als sechs Monate alt – unternimmt Goethe auf Wunsch Carl Augusts eine Reise nach Schlesien, wo sich der Herzog im Feldlager befindet. Goethe lernt auf dieser Reise unter anderem auch die Breslauer Familie von Lüttwitz kennen, in deren Tochter Henriette Eleonore Freiin von Lüttwitz er sich verliebt. Die Sympathie scheint gegenseitig zu sein, und Goethe bittet wohl seinen Freund Carl August um den Gefallen, bei Henriettes Vater für ihn um deren Hand anzuhalten. Doch dem damals 58jährigen Hans Wolf Freiherr von Lüttwitz war diese Verbindung nicht recht: Goethes Briefadel scheint dem Freiherrn nicht genügt zu haben.

Bekannt wird diese Heiratsabsicht Goethes erst 1835, als der Bruder der Henriette von Lüttwitz, Ernst Freiherr von Lüttwitz, in seiner Biographie Friedrich Freiherr von Schuckmanns, dessen zweite Frau Henriette von Lüttwitz geworden war, davon berichtet. Die Rezeption dieser Mitteilung ist gut dokumentiert durch einen Aufsatz Irma Margaretha Lengersdorffs im *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* aus dem Jahr 1965. Lengersdorff kommt durch Vergleich des vorliegenden Quellenmaterials zu der gut gestützten Einschätzung, daß es sich bei diesem Bericht nicht um eine Erfindung Ernst von Lüttwitz' handle, sondern daß er den Tatsachen entspreche. Neben einer

Verarbeitung in weitgehend erzählender Form durch Heinz Piontek (*Goethe unterwegs in Schlesien. Fast ein Roman*. (1993)), erwähnt inzwischen auch die Biographik Goethes diese Vorgänge: Carl Otto Conrady mit der bedeutsamen Einschätzung, daß unter diesen Voraussetzungen Goethes „Lebensgemeinschaft mit Christiane Vulpius allerdings in einem diffusen Licht“ erscheine. Ähnlich äußert sich Dieter Kühn in seinem neuen Buch *Goethe zieht in den Krieg*. Die ‚Affäre Lüttwitz‘ ist also durchaus bekannt und dokumentiert und kann als fester, wenn auch aufgrund der dünnen Faktenlage, eher als Randbestand der Goetheschen Biographie gelten.

Was ist nun Sigrid Damms Einschätzung dieser für die Beurteilung von Goethes Sicht auf seine Beziehung zu Christiane zentralen Heiratsabsicht? Leider erfahren wir es nicht, denn Damm erwähnt diesen Vorgang mit keinem einzigen – ich wiederhole: *keinem einzigen* Wort. Ich mag ihr nicht unterstellen, sie habe von diesen Vorgängen nichts gewußt. Sollte sie ihr Ignorieren etwa mit der beliebten Ausrede verteidigen wollen, es handele sich bei den Dokumenten nur um Berichte Dritter, noch dazu erst nach Goethes Tod veröffentlicht, so kann dazu nur gesagt werden, daß man zum einen mit denselben Gründen daran zweifeln könnte, daß Goethe überhaupt gestorben sei, und daß dies zum anderen in ihrem Buch zu stehen hätte, und zwar unter ausführlicher Angabe der Zweifel, die sie an der Vertrauenswürdigkeit des Lüttwitzschen Berichts und dessen vielfältigen Bestätigungen von anderer Seite hat. Aber auch dazu findet sich kein einziges Wort. Die Heiratsabsicht Goethes, die es eben doch wahrscheinlich macht, daß Goethe zumindest in den ersten Jahren in der Gemeinschaft mit Christiane nicht mehr gesehen hat als eine der üblichen Liaisons, wie sie auch der Herzog lebenslang pflegte, paßt Damm ganz und gar nicht in ihr Bild. Sie verschiebt nicht nur alle Gewichtungen der frühen Jahre dieser Beziehung, sie macht auch klar, wie wenig eventuell den Selbst- und Briefäußerungen Goethes – auch und gerade Christiane gegenüber – zu trauen wäre. Und damit entzöge auch die abweisendste Erwähnung dieser ‚Untreue‘ Goethes Damm die Vertrauenswürdigkeit ihrer wichtigsten Quelle. Angesichts dieser Tatsachen erscheint es nämlich durchaus fragwürdig, aus den Selbstaussagen Goethes seine wirkliche Einschätzung und Haltung gegenüber Christiane entnehmen zu wollen. Das Lebensbild bekäme einen blinden Fleck, der nicht zu löschen wäre. Nichts würde sich mehr zum Bild runden. Das allermeiste bliebe offen und unzuverlässig, wenig vertrauenswürdig und opak.

Sigrid Damm hat sich dagegen entschieden, uns diesen Fleck zu zeigen. Sie hat ihn verdeckt, hat der Geschlossenheit und Wahrscheinlichkeit des Bildes, das sie dem Leser präsentiert, die Wahrhaftigkeit der Darstellung geopfert. Sie hat idealisiert genau in jenem Sinne, den Freud andeutet. Ihr Bild ist ein falsches Bild, denn es erscheint nur dem wahrhaftig, der es nicht besser weiß, der an einem ungeeigneten Ort steht, wo ihn das Buch hätte abholen müssen, statt ihn

dort stehen zu lassen. *Das* ist ein unverzeihlicher Sündenfall für eine Biographie.

Sigrid Damm: *Christiane und Goethe. Eine Recherche.* Frankfurt a. M.: Insel, 1998. 541 Seiten.
ISBN: 3-458-16912-1. 49,80 DM.

© Marius Fränzel, 1999